

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 10

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Wie“, sagte er, „Herr Rechtsanwalt Geninde? Sie wollen den Becker ermordet haben? Aber, das ist doch — hören Sie mich? Wir kommen sofort.“

Geninde stand einen Augenblick am Telefon. Er machte einen Schritt vorwärts dem Zimmer zu, in dem Becker lag. Dann schüttelte er sich. Auf Zehenspitzen ging er hinaus durch die Haustür, durch den blumenbestandenen Weg. Eine Bank stand unter der Linde. Durch das dichte Laubdach des Baumes sah man weder Himmel noch Sterne. Geninde setzte sich auf die Bank und wartete.

13. Kapitel.

Landgerichtsrat Reinow erhielt abends um 11 Uhr die Nachricht von den Ereignissen im Hause Genindes. Der Kommissar vom Dienst hatte sofort nach der Tatbestandsaufnahme den Staatsanwalt von Gruber angerufen und dieser sofort darauf Reinow.

„Um Gotteswillen“, sagte Reinow erschüttert.

„Ja, nun kommt das Tollste“, sagte Staatsanwalt von Gruber, man merkte es seiner Stimme an, er war ganz aus seiner sonstigen kühlen Ruhe gekommen, „stellen Sie sich vor, gerade als man Geninde abführen wollte, war der Gerichtsarzt mit der Untersuchung des Becker fertig. Und wissen Sie, was sich dabei herausgestellt hat? Der Ueberfall Genindes auf Becker war nicht tödlich. Während Geninde mit der Polizei telefonierte, ist Becker zu sich gekommen. Er ist bereits im Gefängnislazarett.“

„Und Geninde“, fragte Reinow, „was macht Geninde?“

„Man hat ihn natürlich nicht verhaftet. Der Tatbestand war ja klar genug.“

„Ein schauderhaftes Zusammentreffen“, sagte Reinow, „stellen Sie sich vor, verteidigt der Mann den Mörder seiner eigenen Frau und bekommt ihn frei, um das zu erfahren. Na, ich vermag mir diese Situation nicht vorzustellen.“

Reinow ging schnell durch den Korridor. Durch die Milchglasscheiben von Sabines Zimmertür fiel noch Licht. Er klopfte.

„Sabine, kann ich dich noch sprechen? Denke dir, Kind“, sagte er, als Sabine geöffnet hatte, „was ich eben für eine Nachricht bekomme. Der Becker —“

Gepeinigt legte Sabine die Hände auf ihr sehr bleiches Gesicht:

„Ich bitte dich, ich kann davon nichts mehr hören, Vater. Ich kann nicht mehr.“

„Doch, Sabine, das mußt du hören. Ich fühlte es schon lange, wie du innerlich zu Geninde stehst. Denke dir, Becker ist doch tatsächlich der Mörder an der Wendling.“

Er wartete, Sabine würde erschreckt sein, aufschreien vielleicht. Es war ja die Vernichtung von Genindes Rechtsfanatismus. Aber Sabine, nur noch bleicher geworden, flüsterte:

„Das hab' ich gewußt.“

„Das hast du gewußt?“

„Ja, seitdem ich den Menschen damals besucht habe.“

„Du hast ihn aufgesucht? Sabine! Und mir hast du nichts davon gesagt? Hat er dir etwas angedeutet? Hat er etwas gestanden? Aber Sabine, wie konntest du dann —“

„Nein, nichts hat er gesagt, nichts hat er gestanden. Aber es ging von ihm aus wie eine Welle von Finsternis, von Mord, vielleicht von Irrsinn. Als ich ihn verließ, habe ich es gewußt. Er ist es gewesen. Mein Gott, furchtbar muß es für Geninde sein.“

„Ja und nein, Sabine. Er hat Unrecht und doch Recht. Du weißt, wie er immer für das Geständnis des Täters als einzigen Beweis plädiert. Nun hat er das Geständnis bekommen, aber —“

Reinow zögerte einen Augenblick. Sollte er weitersprechen. Sabine alles sagen? Er hatte das sichere Empfinden, die Grenze zwischen Sabine und Geninde war noch nicht unverrückbar. Sollte er selbst es sein, der in Sabine Mitleid wahrnahm und die Kraft, noch einmal über die Grenze hinweg zu Geninde vorzudringen. Er wünschte seinem Kinde so sehr ein anderes Leben, als das der Verankerung mit einem so mit Unglück beladenen

Mann. Aber Sabine würde es ihm nicht verzeihen, wenn er ihr verschwiege, was morgen alle wußten. Sabine schien zu fühlen, was in dem Vater vorging. Unruhig sah sie ihn an:

„Was ist denn noch? Was willst du mir noch sagen?“

Reinow legte seinen Arm um Sabine.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Eidgenössisches Milchgeld.

Die schweizerischen Milchproduzenten, das will sagen, die Großzahl der Bauern, stecken in einer neuen Klemme. Es will und will nicht mehr aufwärts gehen mit dem Käse-Abfall: Oesterreicher, Finnen und andere liefern einen Typ Emmentaler, der dem unsrigen immer mehr gleichwertig wird, und zu Preisen, die uns einfach matt setzen. Die Abnehmerländer von früher werden von Finnen und Oesterreichern erobert oder richten selber Käsereien ein, und selbstverständlich gewinnen sie auch den Vorsprung der „neusten Einrichtungen“. Was soll man anfangen? Die Preise herabsetzen? Ein Sturz des Schweizerfrankens ist nicht erwünscht, ein Massenbankrott der Bauern ebensowenig, und das eine oder andere müßte sich ereignen, wenn man „österreichische Preise“ fordern wollte. Pessimisten sagen, man müsse die Käsefabrikation eben langsam abschreiben und unsern Boden anders ausnützen. Aber wie? Und vorläufig leben die Kühe noch, und die Umstellung, auch wenn man genau wüßte auf was, erfordert lange Fristen. Es muß etwas geschehen, um zu verhindern, daß die Milchwirtschaft zusammenbricht.

Die Lage des Inlandmarktes, die uns immer wieder als eigentliche Schlüsselposition auch der Landwirtschaft erscheint, hat sich ebenfalls verschlechtert. 200 Waggons Käse sind weniger abgesetzt worden, verglichen mit dem Vorjahr. Und das entsprechende Quantum Inlandbutter und Milch. Die Teuerung hat eben gewirkt. Dabei müßten die Bauern, um endlich aus der Misere heraus zu kommen, mehr für die produzierte Milch und die Milchprodukte bekommen. Also die Teuerung noch verstärken, und damit die Gefahr des Minderabfahes abermals steigern. Auslandsabfah und Inlandsabfah verbieten eine Preiserhöhung, Hypothekenbelastung und Lebenssteuerung fordern sie für den Bauern.

Aber ohne Eingriff gibt es keine Erhöhung. Im Gegenteil: Der Preissturz droht. Gerade wegen der Absatzschwierigkeiten und vermehrt wegen der neuen Milchschwemme. Denn die Bauern wandten sich von der Mast der immer noch rentablen Milchproduktion zu.

In dieser Notlage hilft nichts als das „eidgenössische Milchgeld“. 15 statt 10 Millionen hat der Bundesrat bis April 39 beschlossen, und die Räte werden akzeptieren. Der hohe Bundesrat hat in seiner Botschaft zweierlei empfohlen: Größere „Vielseitigkeit“ jedes einzelnen bäuerlichen Betriebes, also mehr Mast, mehr Haffrüchte und Korn, vor allem auch im Hinblick auf die kriegswichtige Versorgung mit diesen Dingen. Sodann aber ruft er nach dem bedenklichen Rezept der Produktionsbegrenzung (das bestimmt nicht der kriegswichtigen Landesversorgung dient!). Danach müssen wir rufen, hier stehen wir also . . . und nur wegen der Abhängigkeit von geldlichen Verstrickungen, Preisen, Kapitallasten, Verpflichtungen, die wir nicht meistern, weil diese Einrichtung „tabu“ sein muß. So wie wir z. B. wegen der SWB-Schulden Gefahr laufen, die kriegswichtige Zahl von Lastautos nicht aufkommen zu lassen.

Fortsetzung des Erdbebens.

Der Rücktritt Edens als britischer Außenminister hat in Berlin und Rom große Freude bereitet. Man erwartet nach seinem Sturz mehr: Die eigentliche Kapitulation Englands. Das heißt nicht nur die Anerkennung des italienischen Imperiums, sondern auch die Preisgabe des republikanischen Spaniens,

Oesterreichs, der Tschechoslowakei, des Donauraumes überhaupt, und damit auch Rußlands. Ob sich die Diktatoren darin nicht täuschen? Für sie und ihre Propagandisten ist es klar, daß die Demokratien immer kapitulieren werden, wo und wann es auch sei, falls man nur mit dem nötigen Nachdruck auftritt. Sie benehmen sich so, daß man sie verachten muß! Hat etwa Deutschland den Engländern ein Ultimatum gestellt, Eden müsse gehen? Keineswegs, es hat nur ein wenig auf Oesterreich gedrückt, und schon geraten sich die britischen Staatsmänner in die Haare, und der „Deutschfeind Eden“ muß gehn. So unterwerfungswillig sind die „Liberalisten“ . . . und so sieht sie ein Herr Goebbels.

Aber nochmals: Es ist die Frage, ob man sich in Berlin und Rom nicht täuscht. Die „alten Männer“ regieren in England. Das will sagen: Die klugen Rechner. Eden war zu jung, seinen Jahren zum Trotz „echt jung“. Für ihn heißt es, den einmal eingeschlagenen Kurs einhalten, die Freundschaft mit Frankreich als Mitte der britischen Politik betrachten, den Freunden Frankreichs im nahen Osten Garantie für ihre Existenz leisten, das Bündnis Frankreichs mit Rußland moralisch unterstützen und auf die Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten hin zielen. Für die „alten Männer“ aber gilt die Regel, keine Möglichkeit eines Zeitgewinnes versäumen und auch keine Gelegenheit eines befristeten Ausgleichs verpassen. Man vergesse nicht, gerade diese konservativen Rechner sind es, die mit dem Kriege als einer unabänderlichen Notwendigkeit rechnen. Sie sind es, die das Mittelmeer nicht ohne Kampf preisgeben wollen. Im jetzigen Moment aber wollen sie den Krieg nicht. Zuerst muß der ferne Osten bereinigt sein; erst wenn Japan in China sich an der zu schaffenden Mauer festgelaufen und auf Jahrzehnte hinaus gefesselt sein wird, kann im Westen gegen den „Feind Numero 1“, gegen Italien, gehandelt werden.

Italien hat offenbar den Engländern ein Ultimatum gestellt und mit Krieg gedroht. Das geht aus den Verhandlungen im britischen Unterhaus und aus nachherigen Reden Edens deutlich hervor, wenngleich die „wichtige Korrespondenz“ geheim gehalten wurde. Eden wurde vom Premier Chamberlain übergegangen; offenbar fürchtete Chamberlain, der „Junge“ würde Italiens Drohungen nicht ernst genommen haben. Die „Alten“ taten, als ob Mussolinis Drohungen in der Tat ernst genommen würden, und erklärten sich zu Verhandlungen bereit. Es soll auf dem Kontinent niemand glauben, die Engländer wüßten nicht, daß Rom sie hereinzulegen wünscht. Sie unterhandeln trotzdem. Von außen sieht es so aus, als ob der Duce sie dazu gezwungen. Näher besehen, versuchen die Weltbeherrscher, gegen Geld und andere Dinge den Ungetimten zufrieden zu stellen, vielleicht sogar in neue Kombinationen einzubeziehen. Wie diese Kombinationen aussehen, das wissen die Londoner Machthaber selbst nicht. Sie werden sich nach den Möglichkeiten richten. Das gehört zum Wesen der britischen Politik. Vorgefaßte Ziele gelten als Vorurteile. Sogar eine Kombination, in welcher neben Rom auch Berlin figuriert, wird denkbar sein. Wenn nur dabei die „Achsenmächte“ an die Strippe gelegt werden. Besser wäre natürlich, wenn man die zwei trennen könnte. Die Herren um Chamberlain legen sich aber hierin nicht fest.

Die Fortsetzung des „deutschen Lebens vom 4. und 12. Februar“ hat über England auch Frankreich erreicht. Plötzlich wird die Gruppe um Flandin und Laval mobil. Sie postuliert den „Rückzug aus Mitteleuropa“ und somit den Ausgleich mit dem deutschen Reich. Noch hält die „Volksfront“, und in einem fast 100%igen Vertrauensvotum der Kammer kam zum Ausdruck, daß man links entschlossen sei, der sich verbedrohenden Tschechoslowakei die militärische Treue zu halten. Aber: Was heute gilt, kann morgen schon nicht mehr gelten. Die „Radikalen“ stehen nicht fest. Hitler weiß es. Und er weiß auch, was getan werden muß, um die schwankenden Herren vollends umzuwerfen: Noch einige Drohungen, und sie werden müde sein.

Diese Drohungen werden nicht ausbleiben, umsomehr als die widerspenstige Haltung Oesterreichs gegen die Gleichschaltung sie notwendig machen wird. Schufsnigg tut in der Tat so, als sei in Berchtesgaden nicht „Traktat gesprochen“ worden. Seine Rede vor dem „Bundestag“ klang in die Parole aus: „Bis hierher und nicht weiter.“ Deutsch, unabhängig und christlich soll der Staat bleiben. Kardinal Inniger läßt Bittgebete dafür beten. Die Arbeiter werden unter der Hand zu Resolutionen ermutigt. Ein ehemaliger Sozialdemokrat wird Minister. Der Grazer Bürgermeister, der die Hissung der Hakenkreuzflagge auf seinem Rathaus geduldet, geht in Urlaub. Ein politisches Versammlungsverbot stoppt die Nazidemonstrationen. Bereits spricht der Berliner „Angriff“ von einem neuen „Romintern-Ansturm“ und von „Volksfrontlumpen“ in Oesterreich. Der Unterhöhlungskampf gegen den zum Widerstand entschlossenen Schufsnigg hat also erst begonnen.

Man ist in der Tat bisher nicht wesentlich weiter gekommen als am 12. Februar. Der österreichische Generalstab hat die Waffenhilfe gegen die Tschechoslowakei noch nicht bewilligt. Die französischen Militärs und die Linkspolitiker wissen also, wo sie zu wehren haben. Berlin rechnet damit, daß sie die Chance ebefowenig wie in Spanien ausnützen. Zweihundert Flugzeuge und ein halbes Tausend Kanonen französischer und britischer Herkunft würden Franco die Wiedereroberung Teruels verunmöglicht haben, gerade so, wie deutsche und italienische Bomber und Artilleristen diesen Erfolg Francos ermöglichten. Goebbels rechnet, man werde Wien nicht besser stützen. Und wenn doch, wird man das „kleine Erdbeben“ wiederholen.

—an—

Kleine Umschau

Von was spricht man heute in Bern? Größtenteils von der Fastnacht, die man an andern Orten mitmachte, oder wenigstens teilweise genoß. Zwar erinnern die grellfarbigen Fastnachtzeitungen, die in diesen Tagen die Kioske zieren und von den Zeitungsverkäufern feilgeboten werden, an die Zeiten, in denen wir stehen. Bemerkenswert ist dabei, daß auch Fastnachtzeitungen von auswärts trotz ihres lokalgefärbten Inhalts in Bern verkauft und scheint auch gekauft werden. Wer in diesen Tagen auswärts weilt, kann allerhand lustiges sehen, das ihm gleichzeitig einen Begriff von unserm Volksgeist gibt und ihn tatsächlich aufhorchen läßt. So konnte er beispielsweise an einem kleinen Ort, der sich durchaus nicht als Kulturzentrale fühlt, einen Umzug sehen, der weltgeschichtliche und freundeidgenössische Motive behandelte — also nichts von lokalem Klatsch. Eine Entrümpelung im Bundeshaus, bei der der Inhalt umgedrehter Schubladen den Schreibern auf langwallende graue Bärte flatterte, die Achse Berlin-Rom, wie in Afrika für die Landesausstellung Propaganda gemacht wird, das sind zufällig herausgegriffene Ideen, die sehr hübsch interpretiert wurden. Alles lachte, und niemand fühlt sich beleidigt oder gekränkt.

Dann spricht man auch von der Mode, und hauptsächlich von den winzigen Käppchen, — Hüte kann man dies nicht mehr nennen, — die die Häupter unserer Damen zieren. Oder wenigstens auf einem Haargelock sitzen und den steif abstehenden Schleier halten. Alles kehrt wieder, hauptsächlich bei der Mode, nur sehen die Wiederholungen etwas anders aus. Die Capotte von früher, die die Aufgabe hatte, die Ohren zu bedecken, feierte beim Sport ihre Auferstehung — mit dem modernen Hütchen hat sie kaum etwas gemein. Die wallenden Biedermeierkleidchen haben bei besondern Anlässen Eingang gefunden. „Wenn jetzt wieder die Krinoline aufkommen würde“, meint meine Freundin tief sinnig, „wie würde sich der Verkehr in den Lauben gestalten?“ Ja, das wäre schon einschneidend für unsere Verkehrsverhältnisse. Auf jeden Fall müßte die Laubenordnung geändert werden, und die übrigen Passanten wären gezwungen, sich gleichfalls neuen Reglementen zu unterordnen.